
Das schmerzende Geschlecht

Die Schweiz erlebt einen Transgender-Boom. Ein Gespräch mit dem Psychiater David García Núñez darüber, was Geschlecht bedeutet und ob Transsein gesellschaftlich ansteckend ist.

Katharina Fontana

Eine Cis-Frau und ein Cis-Mann treffen sich in einem Café und sprechen über Transsexualität. Das ist nicht der Anfang eines Witzes, sondern die genderkorrekte Bezeichnung der Schreibenden und ihres Gesprächspartners, des Psychiaters David García Núñez. Im gendersensiblen Milieu bereits bestens verankert, dürfte das Gender-ABC der breiten Bevölkerung noch nicht restlos vertraut sein, deshalb hier die Erklärung. Cis-Menschen sehen sich als das, was sie in biologischer Hinsicht sind: als Mann oder als Frau. Bei den anderen, den Transmenschen, den Nichtbinären, den Pangender, den Geschlechtsfluiden und wie die Splittergrüppchen alle heissen, ist das nicht so: Sie fühlen sich dem anderen Geschlecht zugehörig oder verstehen sich als eine Kategorie, die sich zwischen Mann und Frau verortet, als ein Mix, als ein Neutrum oder als etwas ganz Eigenes.

Man kann von diesem Geschlechterreichtum halten, was man will. Tatsache ist: Die Zahl der Transmenschen nimmt zu, weltweit, auch in der Schweiz. Bei den Jugendlichen kann man fast von einem Boom sprechen – auf tiefem Niveau zwar, man geht von einem halben Prozent der Bevölkerung aus. Einen Boom erlebt das Thema auch in der Politik: In der Wintersession wird das eidgenössische Parlament voraussichtlich eine Gesetzesvorlage gutheissen, die es jeder Person erlaubt, ihr amtliches Geschlecht unabhängig von den körperlichen Attributen frei zu wählen; allein die innere Überzeugung zählt, ob man eine Frau oder ein Mann ist. Daneben wird auch über die Schaffung eines dritten Geschlechts diskutiert, das etliche Länder bereits eingeführt haben.

«Ähnlich wie Zahnweh»

David García Núñez gehört zu den führenden Experten in der Schweiz, wenn es um Geschlechtsidentität geht. Am Basler Unispital hat der Psychiater den Schwerpunkt für Geschlechtervarianz aufgebaut, wo Patienten beim Geschlechtsübergang begleitet und jährlich mehr als 150 geschlechtsangleichende Operationen durchgeführt werden. Der



«Es gibt nicht nur Rosa oder Blau»:
Schauspielerin Angelina Jolie mit ihrem Kind Shiloh.

45-jährige mit südspanischen Wurzeln ist nicht nur Arzt, sondern seit 2017 auch Vertreter der sehr linken Alternativen Liste im Zürcher Gemeinderat, wo er sich unter anderem für die Anliegen der LGBTIQ-Gemeinschaft einsetzt. Und er ist ein interessanter Gesprächspartner, der der Journalistin in einer Kaffeestunde die komplexe Trans-Thematik näherbringt und sich nichts anmerken lässt, wenn sie sich nicht an die Gendersprache hält und skeptische Fragen zum Transgender-Boom stellt.

Man kann García als Avantgardisten unter den Psychiatern bezeichnen, denn er hat zu

einem neuen medizinischen Verständnis von Geschlechtlichkeit beigetragen. Die Vorstellung, dass Transmenschen Männer sind, die zu Frauen gemacht werden, oder umgekehrt, gilt heute als überholt. «Es sind Personen, die unter einem Geschlechterschmerz leiden», sagt García und lässt den Begriff erst einmal wirken. Geschlechterschmerz? Was muss man sich unter einem Geschlechterschmerz vorstellen? «Das ist ähnlich, wie wenn Sie Zahnweh haben. Die Menschen, die zu mir kommen, fühlen eine Geschlechterspannung in sich, medizinisch heisst das Geschlechtsdysphorie. Es handelt

sich um ein Leiden beziehungsweise um eine tiefe Unzufriedenheit mit einem Anteil des eigenen Geschlechts.»

Was die Ursachen der Geschlechtsdysphorie sind, weiss man nicht. Vielleicht spielen toxi-kologische Faktoren während der Schwangerschaft eine Rolle, vielleicht liegt es an einem hohen Testosteronspiegel der werdenden Mutter, der auf die Hirnstruktur des Embryos ein-wirkt. «Das sind allerdings nur Hypothesen, kaum abgesichert, wie so vieles beim Thema Geschlecht», sagt García. «Es existiert nicht einmal eine gemeinsame Basis, auf der man sich verständigen kann. Wenn Mediziner über das Geschlecht reden, meinen die einen die sexuelle Orientierung, die anderen die Genitalien, wieder andere die Geschlechterrolle. Das Geschlecht ist ein ewiges Thema, doch wir wissen viel zu wenig darüber.»

Wie definiert denn der Experte für Geschlechtervarianz selber das Geschlecht? García überlegt einen Moment, bevor er die Antwort gibt: «Geschlecht ist eine biologische, psychologische und soziale Ordnung, die es den Menschen erlaubt, sich in ihrem Leben zu entfalten, zu orientieren und gegenüber anderen zu zeigen.» Es handelt sich also nicht bloss um ein soziales Konstrukt, wie die Genderforschung behauptet? «Geschlecht ist nicht etwas, was allein durch Genetik und Hormone determiniert wird, es hat aber selbstverständlich eine Basis im Körper. Wie gross der Anteil der Biologie ist, weiss man allerdings nicht.»

Ab vier Jahren ist man trans oder nicht

Was auffällt: Immer mehr sind es Frauen, die das Geschlecht wechseln. «Vor zwanzig Jahren kamen drei Transfrauen auf einen Transmann, jetzt stellen beide Gruppen die Hälfte. Bei den Jugendlichen kann man sogar einen leichten Überhang der transmaskulinen Personen feststellen», sagt García. Das Risiko, sozial abzustiegen, sei vor allem bei den Transfrauen massiv. Er kenne solche, die eine solid bürgerliche Existenz als Mann geführt hätten, «mit Familie, Auto, Haus und dritter Säule. Mit fünfzig wagten sie endlich den Schritt zur Transfrau, in der Annahme, ihnen könne nichts passieren. Kurze Zeit später lag ihr ganzes Leben in Brüchen.»

Wenn sich ein Fünfzigjähriger für diesen Weg entscheidet, ist das eine Sache. Eine ganz andere ist es, wenn sich Kinder und Teenager hinterfragen, welchem Geschlecht sie angehören. Dass die Kinder- und Jugendpsychiatrie eine spürbare Zunahme solcher Patienten verzeichnet, beunruhigt García nicht. «Die jungen Menschen wissen heute, dass es für sie nicht nur die Kategorien Rosa oder Blau gibt, sondern dass sie Alternativen haben. Wenn sie sich die Frage nach ihrer Geschlechtsidentität heute vermehrt stellen, sehe ich das als Vorteil.»



«Ähnlich wie Zahnweh»:
Avanguardist Núñez.

Etliche Eltern werden bei diesen Aussagen innerlich aufjaulen und sich wünschen, dass ihre Kinder sich solche Fragen zum Geschlecht gerade nicht stellen. Denn das Thema ist in der Schule und im Internet omnipräsent, Transsein liegt im Trend und wird von Aktivisten als etwas dargestellt, was man nur mutig ausprobieren soll. Besteht nicht die Gefahr, dass Junge in einem Alter, in dem die Unsicher-

«Das Geschlecht ist ein ewiges Thema, doch wir wissen viel zu wenig darüber.»

heiten riesig sind, dadurch überhaupt erst auf die Idee gebracht werden, mit ihnen könne etwas nicht stimmen? Dass sie sozusagen gesellschaftlich angesteckt werden?

García winkt ab. «Ab dem vierten Lebensjahr ist die Geschlechtsidentität im Prinzip fixiert, man sucht sie sich nicht nach Belieben aus. Kinder und Jugendliche bilden sich den Geschlechterschmerz nicht ein, das Problem wird ihnen auch nicht durch die Schule einge-redet. Dasselbe hört man über den Sexualunterricht: Man würde Kinder auf komische Praktiken aufmerksam machen. Doch Kinder beschäftigen sich schon sehr früh mit ihrem Körper, die Jungs etwa mit der Länge des Penis. Im Sexualunterricht erfahren sie zu ihrer Erleichterung, dass das ganz normal ist.»

Ein Junge, der sich mit seinem Penis beschäftigt, ist allerdings nicht dasselbe wie ein Junge, der sich als Mädchen fühlt. Wie ist es zu verantworten, einem Zehnjährigen zu helfen, ein Mädchen zu sein, wenn man keine Gewissheit hat, ob er das im Alter von sechzehn nicht wieder anders sieht? «Im Vordergrund steht die Reduktion des Leidens. Zudem wird bei vorpubertären Kindern nichts überstürzt», sagt García. «Es gibt Transjungen, die sind zufrieden, wenn sie Jungenkleider tragen und in der Schule die Bubentoilette benutzen können. Das tut niemandem weh und schadet nicht.»

Bei einem Teil dieser Kinder schwäche sich die Geschlechtsdysphorie im Lauf der Jahre wieder ab, bei anderen zeige sich eine Entwicklung zur Homosexualität. «Und bei wieder anderen bleibt das Thema bestehen. Bei diesen stoppen wir die Pubertät, denn für ein dreizehnjähriges Transmädchen ist der Stimmbruch etwas ganz Schlimmes, ebenso wie für den gleichaltrigen Transjungen die Menstruation. Der körperliche Prozess wird angehalten bis etwa zum Alter von fünfzehn, sechzehn Jahren. Erst dann werden Transjugendliche so behandelt, dass ihr Körper männlich beziehungsweise weiblich wird – wenn sie das wollen.»

Führt die Transition zum Glück?

Im Unterschied zu früher wird von den Transmenschen heute nicht erwartet, dass sie das ganze medizinische Programm durchlaufen, bis hin zu irreversiblen plastisch-chirurgischen Eingriffen. Laut García reicht es den meisten, sich einen neuen Vornamen zu geben, dank Hormonen muskulöse Schultern oder eine frauliche Oberweite zu bekommen, ohne sich operieren zu lassen. Medizinisch schwieriger wird es, wenn sich eine Person nicht in die Zweigeschlechtlichkeit einordnet; ein Drittel der Transjugendlichen bezeichnet sich als nichtbinär.

«Es gibt solche, die wollen mit der Geschlechterordnung gar nichts zu tun haben, andere möchten als Sowohl-als-auch wahrgenommen werden», erzählt der Psychiater. Wie muss man sich das vorstellen? «Eine nichtbinäre Person, die bei der Geburt als weiblich zugewiesen wurde, möchte beispielsweise behaart sein, aber keinen Stimmbruch haben; theoretisch ist das möglich, wenn sie eine kleine Menge Testosteron einnimmt. Jeder Körper reagiert allerdings unterschiedlich, weshalb diese Massnahme die Person möglicherweise nicht zufriedenstellt.»

Bleibt die Frage nach dem Erfolg. Ist die Transition, der Geschlechterwechsel, tatsächlich die Lösung der Probleme, sind die Patienten im anderen Geschlecht nachher glücklich? García blickt etwas spöttisch: «Wie definieren Sie Glück? Unsere Resultate belegen, dass Transleute nach der medizinischen Transition eine ähnliche Lebensqualität erreichen wie Cis-Menschen; davon waren sie vorher weit entfernt.»

